



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Granius Licinianus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Krisen der Menschheit haben manchmal die unerwartetste Wendung bekommen; unvermuthete Dinge können die Waffen, welche man fürchtet, in ihrer Wirkung aufhalten, ja wider die wenden, welche sie führen. Was anders sind die, welche alles zu bewegen glauben, als Räder, die nicht allein dahin gehen, wohin sie wollen, sondern geführt von dem unerforschlichen Geist? Auch wir wollen über das nicht zu Aendernde getrost sein.“

Mit dieser trüben Aussicht, die schneller als Müller glaubte sich in eine schreckliche Gewißheit verwandelte, schließt das Buch, das unfertig in seinen Vorarbeiten, höchst mangelhaft in seiner Composition und nicht ohne innere Widersprüche in Bezug auf die ideale Auffassung, dennoch einen weit tiefern Einblick in den Organismus der Geschichte eröffnet als die zahlreichen Versuche in der Geschichtsphilosophie, die damals austauchten; ein Buch, das noch heut ein ernstes Studium verdient.

### Granius Licinianus.

Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis nunc primum edidit Karolus Aug. Frid. Pertz. Berlini. 1857. gr. 4. — Auch die Philologie erfährt, was überall von verlorenen Dingen gilt. Wo sie durch Jahrhunderte mit rastloser Aufmerksamkeit suchte, hat sie nichts gefunden, nicht die verlorenen Bücher des Sallust, Livius, Tacitus; wo sie dagegen nichts erwartete, warf ihr ein günstiger Gott zuweilen werthvolle Geschenke zu. So jetzt einen römischen Geschichtschreiber, dessen Namen man kaum gekannt hatte.

Als Georg Heinrich Perz mit seinem Sohne Karl im Jahre 1853 für seine Monumenta Germaniae Handschriften des britischen Museums durchsah, zeigte ihm Dr. Paul Bötticher, der eben dort syrische Manuscripte benutzte, einen Codex aus dem 11. Jahrhundert, welcher unter seiner Schrift Spuren einer ältern ausgekratzten zeigte. Einzelne Namen, das angenehme Wort *capitolium* konnten entziffert werden, es war etwas von Sulla und einem Priesterthum des Mars zu erkennen. Zugleich ergab sich, daß der Codex nicht zwei-, sondern dreimal beschrieben war, und daß unter dem obern Texte zwei andere weggeschabte, aus verschiedenen Zeiten in tausendjährigem Schlummer lagen.

Diese Entdeckung veranlaßte den ältern Perz im Jahre 1855, den jüngern im Jahr 1856, den Codex genauer zu untersuchen, und durch chemische Reagentien so viel als möglich die Spuren der ältesten Schrift wieder zu erwecken; der Sohn vollendete endlich die mühevollen Arbeit. Das vorliegende Buch enthält die Resultate, große Fragmente eines römischen Geschichtschreibers, der älter als Livius ist.

Das britische Museum erwarb die Handschrift vor zwölf Jahren aus einem Kloster der libyschen Wüste mit etwa fünfhundert andern Manuscripten; die Hdsch. enthielt von einer Hand des 11. Jahrhundert Homilien des heiligen Chrysostomus in sy-

rischer Schrift. Darunter lag zunächst ausgekratzt der Text eines lateinischen Grammatikers, mit Cursivbuchstaben geschrieben; unter dem Grammatiker stehen die Fragmente des Granius Licinianus in Majuskelschrift. Bei dem Beseuchten mit chemischen Reagentien trat zuerst die älteste Schrift hervor, erst später der Grammatiker, und dieser Umstand machte möglich, Mehreres zu erkennen, was sonst in dem Wirrwarr der verschiedenen übereinander liegenden Schriftzüge undeutbar gewesen wäre.

Denn es war kein Lesen, sondern fast ein Errathen, nur bei hellem Lichte möglich. Die einzelnen Seiten erwiesen sich ungleich erhalten, bei manchen war noch fast der ganze Text zu entziffern, bei andern nur wenige Buchstaben. Es zeigte sich, daß die (13) zwölf Blätter des syrischen Codex lange nicht den ganzen Text des alten Historikers enthalten, daß die erhaltenen Blätter nicht in der ursprünglichen Reihenfolge zusammengelegt und überschrieben waren. Es war nicht der kleinste Theil der großen Aufgabe, den Text der durcheinandergeworfenen Blätter zu ordnen.

Der römische Geschichtschreiber selbst schrieb, wie sich aus einer Stelle des Textes schließen läßt, sein Geschichtswerk nach dem Jahre 40 v. Chr., denn er tadelt Stil und Schreibweise des Sallust. Er selbst scheint zu der zahlreichen Classe der ältern römischen Historiker zu gehören, welche in Chronikform ohne vielen Schmuck der Rede die Begebenheiten zuweilen mit steriler Kürze aufgezählt haben, wie in noch früherer Zeit die officiellen Annalen allein thaten. Die lebendige, geistvolle und kunstvoll angeordnete Darstellung des Sallust und die Fülle und der rhetorische Glanz des Livius verdrängten auch die gebildetsten der früheren Annalisten schnell aus der öffentlichen Gunst. Aus den Fragmenten ist der Titel des Werkes nicht zu ersehen. Daß es eine nach Zeitfolge der Begebenheiten geordnete Geschichte des römischen Staats war, ist leicht aus den Fragmenten zu erkennen. Ebenso darf man schließen, daß das Werk Licinians mit der frühesten Zeit der Stadt anfängt, daß es bis zum Tode Cäsars, vielleicht bis zur Schlacht bei Actium ging und im Ganzen etwa 40 Bücher enthielt. Die erhaltenen Bruchstücke sind aus der zweiten und dritten Decade des Werkes. Der Verfasser war ein gebildeter Römer, er verstand Griechisch, und hatte viele seiner Vorgänger gelesen. Ob er selbst eine politische Rolle gespielt hat, kann bezweifelt werden, denn er hält es für die höchste Aufgabe des Historikers, die Thatfachen ohne Parteinahme zu berichten, er tadelt den Sallust mit scharfen Worten, weil dieser seine Zeit verurtheile, die Thaten der Einzelnen angreife und Beschuldigungen auf sie häufe. Und in der That scheint Licinian selbst wenigstens bei der Erzählung des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla so unbefangen zu sein, daß nicht zu erkennen ist, welcher der großen Parteien er angehört. Wir theilen nicht die Meinung des Herausgebers, daß eine solche innere Freiheit gegenüber den größten Kämpfen, welche eine leidenschaftlich bewegte Zeit durchwühlen, die höchste Aufgabe des Historikers ist, und wir denken nicht, daß Sallust und Tacitus Tadel verdienen, weil sie diese Freiheit nicht überall zu bewahren wußten. Es ist wahr, wer einen großen politischen Kampf als ein Kampfgenosse schildert, der wird in großer Gefahr sein, Einzelnen Unrecht zu thun; wer aber einem solchen Kampfe seiner Nation als unbefangener Weiser zusieht, der wird, sobald er die Geschichte desselben schreibt, in der dringenden Gefahr sein, die Hauptfachen verkehrt darzustellen, oft sogar die nackten Thatfachen falsch zu berichten. Es war daher nicht nur Mode, sondern eine sehr berechnete ethische Forderung späterer

Bildung, wenn sie solche Historiker, welche mehr von ihrem Gemüth gaben, als wol Licinianus that, diesem vorzog. Das verringert nicht die große Wichtigkeit, welche die Entdeckung dieser Fragmente für uns hat, und wir sind dem Zufall sehr verpflichtet, welcher irgendwo, vielleicht in dem römischen Aegypten, einen Schreiber veranlaßte, den alten Historiker noch einmal abzuschreiben, dem Zufall, der wieder später so günstig waltete, daß ein anderer Abschreiber zum Text irgend eines Grammatikers Pergament brauchte und dazu den Text des Granius schlecht abtrakte, und wieder dem Zufall, der endlich dasselbe Pergament dadurch vor dem völligen Verderben rettete, daß er etwa bei Beginn der Kreuzzüge einem Mönche eingab, das alte Material durch einen dritten heiligen Text zu conserviren.

Die Arbeit der beiden Perz aber darf wol ein ungewöhnliches Werk diplomatischen Fleißes genannt werden, und wir wüßten mit der Mühe solcher Entzifferung nichts zu vergleichen, was von Philologen bis jetzt bei größern Palimpsesten gethan worden ist. Weder die Arbeiten von Rajo und Castiglione an den Ufflasfragmenten der Ambrosiana, noch Fridegar Mones veronesische Fragmente des Plinius boten auch nur annähernd gleiche Schwierigkeiten. Wenn es einen Fall gibt, in welchem man einem deutschen Gelehrten auch eine Frucht von seiner Arbeit wünschen darf und das Behagen, welches durch eine freudige Anerkennung seiner Thätigkeit hervorgebracht wird, war es diese Gelegenheit. Und das Verdienst des Herausgebers wird dadurch nicht aufgehoben, daß seine Kritik des arg verstümmelten Textes zu wünschen übrig läßt. Ein Auge, welches sich Jahre lang mit dem Chaos von fast unlesbaren Zügen ermüdet hat, und ein Urtheil, das durch die lange fast mechanische Beschäftigung mit dem Detail der Buchstaben Frische und Unbefangtheit verloren hat, waren sicher nicht immer geeignet, die glücklichsten und kühnsten Conjecturen zu wagen. In der That ist der kritische Werth der Arbeit nicht so groß, als zu wünschen wäre. Auch ist der Zustand des Textes von der Art, daß noch Jahrhunderte lang unsere Philologen hinreichende Gelegenheit haben werden, Geist und Combinationsgabe zu zeigen.

Schon beginnt diese Arbeit. Unter dem Titel: *Grani Liciniani quae supersunt emendatiora edidit philologorum Bonnensium heptas* (Leipzig, Teubner 1858). — ist bereits eine neue Ausgabe erschienen, welche hier erwähnt wird, weil sie ein Beispiel sowol von guten als bedenklichen Eigenschaften deutscher Philologen ist. Sie enthält zunächst eine Kritik der Resultate, welche Karl Perz gewonnen. Das Alter der ältesten Schrift des Palimpsest, welche Perz in das 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus versetzt hatte, wird angefochten, die Reihenfolge, welche der erste Herausgeber den Pergamentblättern gegeben hatte, wird als unrichtig nachgewiesen u. s. w. und eine nicht geringe Anzahl von Stellen, an denen Perz falsch gelesen, oder unrichtig conjiert hatte, sind, wie uns scheint, oft sehr scharfsinnig und glücklich, verbessert. Unleugbar sind die meisten der Ausstellungen wohlbegründet, und wir würden dem Wissen der Herausgeber zu großem Danke verpflichtet sein, wenn sie, der Vorrede nach Schüler Nitschls in Bonn, nicht zweierlei gethan hätten, was eine öffentliche Rüge verdient. Zunächst ist der gehässige und verächtliche Ton, mit welchem sie in der Vorrede von der Arbeit des ersten Herausgebers sprechen, durchaus nicht löblich, um so weniger, da sie ihrerseits keine unbedeutende Selbstgefälligkeit verrathen. Denn wie ironisch sie auf die Thätigkeit des Herrn Perz herabsehen, das Publicum

wird zunächst daran denken, daß sie auf seinen Schultern stehen. Wol war es für ihn mehr ein glücklicher Zufall, als ein Verdienst, daß er zuerst über den unbekanntes Coder kam, aber es ist dies ein Glücksfall, der ihm mit Recht zu Gute kommt, wie es auch jedem der Angreifer hoch angerechnet werden würde, wenn sie ein verlorenes Stück von Aeschylus oder den Varro in dem staubigen Winkel einer Bibliothek auffänden. Und sie haben nicht einmal den durch Herrn Berg abgeschriebenen Coder von neuem verglichen, sondern sie haben nach seiner gedruckten Ausgabe, und nachdem er mit seinem Vater monatelang durch mühevoller Thätigkeit ihnen vorgearbeitet hatte, die eigene Superiorität bequem in ihrer Arbeitsstube empfinden können. Es gibt eine Courtoisie des Herzens, welche einen gebildeten Mann grade bei solcher Gelegenheit bestimmen wird, seine gerechtesten Ausstellungen in artiger und anerkennender Weise zu machen.

Schlimmer aber ist ein zweiter Umstand. Sie haben, wie sehr sie in der Einleitung den ersten Herausgeber angreifen, es doch nicht verschmäht, den in Capitälchen gesetzten Text, wie ihn Berg aus der Handschrift herausgelesen, so wie seine, Mommsens und Bernays Anmerkungen mit abdrucken zu lassen. Das scheint uns ein Unrecht zu sein, welches sie dem Verleger der ersten Ausgabe zufügen. Leider haben mehre unserer bedeutendsten Philologen in Fragen des literarischen Eigenthums ein weites Gewissen. Die Beispiele sind nicht selten, daß sie eine neue Textrevision irgend eines Autors einem Verleger verkaufen, sich Honorar dafür zahlen lassen, und die kostspielige Ausgabe in kürzester Zeit dadurch werthlos machen, daß sie denselben Autor vielleicht mit einigen kleinen Textänderungen einem anderen Verleger zu billigerer Ausgabe verhandeln. Daß ein solches und ähnliches Verfahren nicht nur in kaufmännischer Beziehung unehrenhaft, sondern auch für die Wissenschaft schädlich ist, liegt auf der Hand. Wir sind dadurch so weit gekommen, daß größere kritische Ausgaben eines Classikers ein mißliches und in vielen Fällen unausführbares Unternehmen geworden sind, und daß die kleinen Schulausgaben, welche in Sammlungen erscheinen und durch die ungemeine Billigkeit ihres Preises einen großen Absatz gesichert haben, jetzt schon vorzugsweise das kritische Talent unserer Philologen in Anspruch nehmen. Daß es wünschenswerth ist, gewonnene wissenschaftliche Resultate schnell in weiten Kreisen zu verbreiten, versteht sich von selbst; aber ebenso sehr, daß dies mit Schonung der Eigenthumsrechte, welche Einzelne erworben haben, bewirkt werden muß.

Es scheint uns aber unzweifelhaft, daß der erste Herausgeber, welcher einen Autor mit Mühe und Opfern aus einem unbekanntes Manuscript hervorgeholt hat, das literarische Eigenthumsrecht an dem Werke, welches er herausgibt, so gut beanspruchen darf, als ein Anderer, der eine Abhandlung über den Curculio, oder über das Relief eines Sarkophags dem Buchhandel übergeben hat. Wer nach ihm den Text herausgeben will, möge sich die Mühe geben, die Arbeit des Vorgängers mit der Handschrift zu collationiren d. h. die Quelle selbst zu benutzen, oder, falls er das nicht kann, mit den Eigenthümern der ersten Ausgabe ein Abkommen zu treffen. Die literarische Situation der sieben Herausgeber zu Bonn wird dadurch nicht besser, daß sie mit ihrer anspruchsvollen Beurtheilung einer fremden Arbeit noch eine Benutzung derselben verbunden haben, deren gesetzliche Berechtigung stark bezweifelt werden kann.